

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 11

Artikel: Die Tochter des Kunstreiters [Fortsetzung]
Autor: Brackel, Ferdinande v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXII. Jahrgang.

Zürich, 1. März 1929.

Heft 11.

Vorfrühling.

Nun sind ihrer selbst die Tage nicht sicher
und wissen vor Zweifel nicht aus noch ein:
Ist dieser Glanz noch ein winterlicher
Oder schon Frühlingssonnenschein?

Nun decken sie selbst noch mit nebelfeuchten
Schleiern die Glut ihrer Morgen zu
und ihrer Abende zärtliches Leuchten,
und sind voll Unrast und ohne Ruh.

Indeß macht die Erde sich gar keine Sorgen
und ist nur in aller Stille bedacht
und rüstet froh für den einen Morgen,
da alles blüht und duftet und lacht . . .

Hugo Salus.

Die Tochter des Kunstreiters.

Roman von Ferdinande v. Brackel.

14. Kapitel.

Es kann ja nicht immer möglich sein,
Daß alles sich glücklich ende —
Und wenn die Sonne am höchsten steht,
Kommt immer die Sonnenwende.

Am nächsten Morgen hatte Nora ihr Pferd zeitig satteln lassen, einen Ritt in den frischen Morgen zu tun, wie sie es liebte. Das Pferd tanzte unter ihr, ihr Herz tanzte mit; es war gerade der Tag, wo vor einem Monate Kurt sie überrascht hatte, und das war ein Tag seliger Erinnerung.

Als sie auf dem Vorplatze hielt, den eine niedrige Mauer vom Parke trennte, sah sie ihren Vater in seinem Schreibzimmer am Fenster stehen. Sie grüßte ihn, und um ihm eine Freude zu bereiten, ließ sie ihr Pferd zierlich aufsteigen, um es dann mit kunstgerechter Wendung herumzuwerfen und in den verschie-

densten Gangarten vorzuführen, bis sie endlich, noch einmal grüßend, mit mächtigem Satz über die Mauer wegsprengte und im Parke verschwand.

Sah er sie? Ja, er sah mit brennendem Blick ihre vollendete Kunst, ihre seltene Gabe, das Tier zu beherrschen. Es war ein junges, feuriges Pferd, das sie vor kurzem aus seinem reich assortierten Stalle gewählt hatte, ihre Geschicklichkeit daran zu prüfen, wie sie das öfter getan. Fast unzugeworfen hatte sie es bekommen, jetzt fügte es sich gehorzaam ihrem Willen. Wie sie stolz dahinflog, mußte er von neuem die Anmut ihrer Erscheinung bewundern. „Er hat recht, sie würde die Welt zu ihren Füßen sehen,“ murmelte er, „sie würde die Größte in ihrem Fache werden. Und es wird auch ihre Freude sein; sie ist meine echte Tochter,“ setzte er hinzu.

Das unbefangene Mädchen ahnte nicht, was sie heraufbeschworen; sie hatte ihn zerstreuen wollen, den armen Vater, der in der letzten Zeit so düster vor sich hinblickte, daß es anfang, sie zu beunruhigen. Was mochte ihn bedrücken? ... Aber sie konnte heute nicht bei sorgenden Gedanken weilen, die rosige Zukunft lockte zu sehr. Monat auf Monat ging vorüber — dann war sie sein. Wie süß das klang! Wie vertiefte sie sich in die Erinnerung an jedes seiner Worte; wie edel und rein stieg sein Bild vor ihr auf, und — welchem Frauenherzen ist das nicht Hauptsache? — wie liebeglühend war er! Purpurn stieg das Blut dabei in ihre Wangen, mächtig schlug das Herz auf, daß die Hand zuckte und das feurige Tier erschreckt sich hob.

Aber ihre Gedanken spannen sich fort, fort in weite, künftige Jahre hinaus. Ja, wenn sie sein war, schön war es dann auch, seinen Namen zu tragen, durch ihn den festen Standpunkt zu gewinnen, die sichere Stellung zu erreichen, die ihrem jetzigen Leben so mangelte. Und schön mußte es sein, an seiner Seite zu leben und zu wirken im großen Kreise, wie ein tätiger Geist es liebt. Sie war nicht unempfindlich für die Höhen des Lebens und gestand es sich. Jedes Glück hat seinen Hauptquell im Herzen; aber es rinnen auch viele kleine Nebenquellen hinzu, und je mehr deren sind, um so kräftiger wird der Strom.

Die Stunden vergehen rasch, wenn man von Liebe und Leben am sonnigen Morgen unter schattigem Grün träumt. Die Sonne stand hoch, als Nora sich dessen erinnerte und den kürzesten Weg zur Heimkehr einschlug.

Um etwas abzuschneiden, setzte sie über den Bach, der die Grenze des Parkes bildete. Dort führte ein Steg auf den Weg zur Stadt. Das Ufer war schlüpfrig, ihr Pferd rutschte, und nur ihre feste Hand bewahrte es vor dem Falle. „Wie gefährlich ist die Stelle,“ dachte sie zurückblickend, und das geknickte Gesträuch, der glitscherige Pfad wie die kleine Brücke prägten sich ihr ein.

Heimgekehrt, fand sie die Thüren nicht im gemeinsamen Zimmer, wie meist zu dieser Stunde. Die Stiefmutter mit dem Kind im Garten wähnend, suchte sie den Vater in seinem Schreibzimmer auf, ihren Morgengruß zu wiederholen. Betroffen blieb sie aber am Eingange stehen. Der Vater saß dort, das Haupt auf die Hand gestützt, ein Bild schwerer Sorge. Ein geöffnetes Papier lag vor ihm, indes ein grüner

Umschlag am Boden flatterte, das Zeichen einer telegraphischen Botschaft.

Mit dem Instinkt der Liebe ahnte sie, daß etwas vorgefallen war, was mit seinem früheren sorgenvollen Aussehen zusammenhing.

Im selben Augenblick war sie an seiner Seite, ihn zärtlich umfassend, mit weichen Worten nach seinem Kummer fragend. Sie liebte ihren Vater sehr, und jetzt empfand sie dies mit einem kleinen Zusatz von Reue, denn sie fühlte, daß sie in der letzten Zeit ihrer neuen Liebe unendlich den Vorrang eingeräumt hatte. Um so zärtlicher war sie, und der Direktor ließ sich die Liebkosungen seines Kindes gefallen; aber vergeblich fragte sie nach der Ursache seines Kummers, vergeblich bat sie um Aufklärung. O, wie leicht gehen in solchen Augenblicken die Worte über die Lippen, alles tun, alles leiden zu wollen, um den Kummer zu erleichtern; Worte, die doch eine so furchtbare Gestalt annehmen können.

Der Direktor hob den Kopf und sah in seiner Tochter bittende Augen, auf ihr bewegtes Gesicht. Vielleicht war es die bessere Regung in ihm, die ihn fast rauh sich abwenden ließ. „Geh,“ sagte er, „du gehörst einem anderen; du gehörst deinem Vater nicht mehr und kannst nicht helfen.“

Der Tochter traten Tränen in das Auge; ihr Vater hatte recht — aber um so mehr drängte es sie, ihm ihre Anhänglichkeit und Liebe zu beweisen. So wurden ihre Worte immer inniger; sie suchte das Telegramm zu erhaschen, um den Quell des Übels zu erkennen. Die kurzen Zahlen waren rätselhaft für sie; doch erriet sie, daß eine Geldfrage im Spiele sei. Von neuem bat sie, flehte sie, mit dem Versprechen, stark genug zu sein, alles zu ertragen.

Nach dem Telegramm, das der Direktor eben erhalten, waren die Verwicklungen bis auf's äußerste gestiegen. Landolfo meldete einen noch bedeutend geringeren Prozentsatz, der aus dem Konkurs zu erwarten stehe, als er gestern genannt, so daß der Direktor mit Recht den größten Teil seines Vermögens für verloren halten konnte. In solcher Lage greift der Mensch leicht nach jedem Mittel, das Hilfe zu versprechen scheint.

Er sah sein Kind fest an. „Wenn jemand zu helfen vermag, bist du es,“ sagte er langsam und gepreßt.

„Ich,“ wiederholte Nora erstaunt. Aber sofort durchzuckte sie die Erinnerung an der Mutter Eigentum, welches das ihre war. „Vater,“

sagte sie innig, „ist es wegen der Mutter Vermögen? O, wie kannst du nur zweifeln! Nimm doch alles, was dir helfen kann ... was mir gehört, gehört auch dir.“

„Das kann mir nicht mehr helfen ... es ist schon verloren!“ sagte der Direktor dumpf.

Sie sah ihn erschrocken an. Hatte er wirklich das angegriffen, das schon verloren, was rechtlich ihr gehörte, und lastete das schwer auf ihm? Aber Jugend ist großmütig, und Nora war es mehr als andere. Sie umschlang ihn noch inniger: „Laß dich das nicht kümmern, Väterchen; du konntest damit schalten nach deinem Willen. Sag mir, wie kann ich dir helfen?“

Der Direktor erhob sich, als liege eine schwere Last auf ihm. „Du kannst nun doch nicht sein werden, und es ist gut,“ sagte er.

Nora suchte zusammen. „Was meinst du, Vater?“ rief sie ängstlich. „Meinst du Kurt? — Ich nicht sein werden, weil ich arm geworden ... das vielleicht? O, daran hat er ja nie gedacht.“

„Ich habe dir eine goldene Brücke bauen wollen zu den Menschen hin, an die dein körriches Herz sich gehängt hat; ich habe dich ganz von mir loslösen wollen, dir das Glück zu geben, das du ersehntest ... wider meine bessere Einsicht und fast wider Willen. Aber die Brücke ist zusammengebrochen, die Luft ist unübersteiglich geworden. Du bist nicht allein die Tochter des Kunstreiters, auch die eines Vügners und Schwindlers in ihren Augen.“

„Vater!“ rief Nora immer ängstlicher, „was sprichst du? Du bist erregt von dem Schrecken. Kurt ist gerecht und wird auch dich gerecht beurteilen. Glaube mir, er liebt mich genug, um ganz andere Rücksichten zu überwinden, und dies ist doch nur Geld.“

„Nur Geld!“ wiederholte der Direktor höhnisch. „Aber er wird es nicht entbehren können, das weiß ich gewiß. Außer dem Bohn seiner Familie und den Unannehmlichkeiten, die du in seine ganze Lebensstellung bringst, wirst du ihn auch noch seine Güter kosten. Eine schöne Liebe, die so viele Opfer fordert!“

Nora war aufgestanden — totenbleich. Sie preßte die Hand aufs Herz, als empfinde sie dort einen heftigen Schmerz.

Auch der Direktor stand auf; je mehr er ihren Widerstand fühlte, desto mehr sprach er sich in die Aufregung hinein. „Und worauf wartest du?“ rief er laut. „Worauf wartest du

in deiner tollcn Leidenschaft? Muß er dir erst selbst das Wort zurückgeben, muß er selbst das Joch abwerfen, das du ihm aufgebürdet hast? Ist es nicht genug, daß er dir deutlich zeigt, wie keine Entfernung ihm zu groß ist, die ihn von dir trennen kann? Genügt es dir nicht, zu sehen, daß seine Familie dich meidet wie eine Verpestete? Willst du den Ruin deines Vaters auch noch als Schild vornehmen und um ihre Gnade um seine Liebe betteln?“

Der heftige Ausbruch schien Nora nicht zu erschüttern. Ruhig hob sie den Blick zum Vater auf: „Kurt war noch vor vier Wochen hier; er kam aus der weitesten Entfernung von Konstantinopel, nur um mich seiner unerschütterlichen Liebe zu versichern, und ich glaube ihm.“

„So! Schleicht er heimlich zu dir, weil er öffentlich dich nicht anerkennen will? Und das nennst du Liebe, das genügt dir? Ist das der ganze Stolz, den deine Erziehung dir gegeben? Nicht die Gewöhnlichste unserer Truppe würde solche Behandlung dulden. Aber du hörst nur auf deine Leidenschaft ... alles übrige ist dir gleichgültig.“

„O Vater, Vater!“ rief das gequälte Mädchen, „warum bist du so hart? Sage mir doch lieber, wie ich dir helfen kann, und du wirst mich nicht gleichgültig finden. Ich werde Kurt nie zu fesseln suchen, wenn es sein Glück hindert. Doch was hilft das dir? Sage, was ich für dich tun kann!“

Der Direktor ging einigemal im Zimmer auf und nieder. „Ich werde sehen, was von deinen schönen Worten zu halten ist,“ sagte er hart, und dann plötzlich vor ihr stehen bleibend, setzte er hinzu: „Sei die Tochter deines Vaters!“

Nora starrte ihn verständnislos an.

„Rette ihn vom Ruin,“ fuhr der Direktor fort. „Dein Auftreten allein kann es. Du hast das Talent, hast das, was die Welt bezaubern wird ... in wenigen Monaten wird erseht sein, was ich jetzt verloren habe.“

Nora sah noch immer zu ihm auf, als spräche er eine fremde Sprache, als fasse sie nichts von dem, was in ihr Ohr klang.

„Du bist die erste Meisterin in unserer Kunst,“ begann er bei ihrem Schweigen wieder. „Du bist ein neues, frisches Element, wie die Welt seit Jahren keines bewundert. Du hast es von mir ererbt,“ sagte er, warm werdend bei dem Gedanken. „Die Natur hat dich dafür bestimmt, dir diese Rühnheit und Schönheit in

die Wiege gelegt! Du wirst alle überstrahlen, wie dir schon als Kind prophezeit wurde."

Plötzlich schien ihr ein Licht aufzugehen. „Nie, nie!“ schrie sie mit gellendem Ton, beide Hände vor das Antlitz schlagend. „Nie, nie kann das sein!“

„Ich mußte es,“ sagte er, kalt sich abwendend. „Deine Liebe hat nur Worte, für keinen bringst du Opfer!“

„Vater!“ rief Nora, „ich will alles tun für dich... nur das nicht! Ich will für dich arbeiten, wenn es dir helfen kann, mit dir entbehren, wenn du in Armut geraten, will dir allein angehören... kein Gedanke an jemand anders soll mich dir untreu machen... nur das nicht, das Entsetzliche nicht!“

„Nur das kann helfen,“ sagte der Vater, sie rauh zurückstoßend. „Alles andere sind leere Worte. Gut..., bleib bei deinem Stolz und überlaß deinen Vater seinem Schicksal!“

„Vater, ich kann ja mehr, ich kann ja Besseres,“ flehte sie wieder. „Ich habe viel gelernt, habe andere Talente; ich will mir eine Stellung suchen, und alles soll dir gehören.“

„Die paar Taler solcher Stellungen werden mir viel helfen!“ sagte er, höhnisch auflachend. „Verschone mich mit deinen Redensarten.“

„O, denke an meine Mutter, die es nie gewollt hat!“

„Deine Mutter würde mir in jeder Not beigestanden haben, sie hätte mir jedes Opfer gebracht,“ sagte er ausweichend. „Auch sie brach mit vielen, um mir anzugehören, meinem Stande, den du so hochmütig verachtest. Mag dir ihr Wort, unter ganz anderen Verhältnissen gesprochen, denn höher gelten, als die Schmach deines Vaters!“

Nora lag am Boden — ihr Herz wand sich in Todesangst, und doch sagte ihr eine innere Stimme, fest zu bleiben. „O, lieber sterben, lieber sterben!“ stöhnte sie.

„Und wenn ich dich darum hätte... dringend hätte?“ sagte der Vater plötzlich, ihr die Hand auf das Haupt legend. „Wisse es klar: ich bin verloren, wenn ich diese Hilfe nicht habe!“ Er sprach mit seltsam erstarrter Stimme.

„Lieber sterben, lieber sterben!“ wiederholte sie, außer sich vor Angst.

„Ja, lieber sterben, als seinen Stolz beugen... du kannst recht haben,“ sagte er in demselben eigentümlichen Tone, und ohne ein Wort weiter wandte er sich und verließ das Zimmer.

15. Kapitel.

Wenn das Unglück recht anbraut, den treibt's nicht hin und her — es versteinert ihn, wie Niobe.

Bettina.

Nora wußte nicht, daß sie allein zurückgeblieben war. Die Hände vor das Antlitz geschlagen, blieb sie regungslos, niedergeschmettert von dem, was sie gehört — wie lange, wußte sie nicht. Sie versuchte sich zurückzurufen, was der Vater gesagt; aber alles war ihr unklar, unverständlich, unbegreiflich. Nur eins nahm bei ihr allmählich wieder Form und Gestalt an, daß sie fest, fest sein und bleiben müsse gegen alles Bitten, gegen alles Drängen, daß keine Macht der Erde, daß nichts auf der Welt sie bewegen dürfe, sich so zu erniedrigen.

Tiefer bitterer Groll stieg in ihr auf gegen den Vater, der ihr das zumutete. Wie konnte der Gedanke in ihm aufgestiegen sein? Wer hatte ihm den unseligen Rat zugeflüstert? Eine Ahnung sagte ihr, daß Randolfo dabei im Spiele sei. Aber nicht daran wollte sie ihre Gedanken verschwenden; nur daran denken, wie das Elend abzuwenden, wie das Unglück zu beschwören sei. Eine unendliche Sehnsucht nach Rat und Mitteilung beschlich sie — und jedes Weib denkt dann zuerst an den Mann, den es liebt.

Das war gewiß ein Ereignis, wo die Schranke des Verbotes überschritten werden durfte, wo ein Aussprechen mit Kurt unumgänglich notwendig war. Der Gedanke, ihm zu schreiben, beruhigte sie schon. Sie erhob sich, ihr Zimmer aufzusuchen; denn sie hörte jetzt Schritte im Hause, selbst das Rufen ihres Namens, als werde sie gesucht. Leise entschlüpfte sie durch eine Nebentür — es war ihr unmöglich, jetzt vor anderer Leute Augen zu treten. Sie gelangte ungesehen auf ihr Zimmer.

Sie ließ sich zum Schreiben nieder; aber die ersten Worte riefen ihr die ganze Szene so überwältigend wieder zurück, daß die zitternde Hand die Feder niederlegen mußte. Im selben Augenblick wurde heftig an ihre Tür gepocht, und ehe sie sich noch erheben konnte, sah sie in Randolfos erregtes Gesicht.

„Fräulein Nora... Sie hier?“ fragte er hastig. „Und Ihr Vater, wo ist er?“

Nora erhob sich stolz, dem Eindringling möglichst kalt zu begegnen. Aber er beharrte in seiner Stellung, und etwas in seiner Stimme ließ auf Außergewöhnliches schließen.

„Wo ist Ihr Vater?“ rief er wieder. „Ich

weiß, er war bei Ihnen, er hatte wichtige Sachen mit Ihnen zu bereden. Haben Sie ihn beruhigt? Wie hat er Sie verlassen?"

Nora sah ihn wie im Traum an; sie schüttelte nur still den Kopf.

„Ah, steht es so!“ sagte Landolfo höhnisch.

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht,“ brach sie stammelnd aus. „Was meinen Sie... was denken Sie?“ Doch plötzlich, als sei ihre Denkfähigkeit wiedergekommen, setzte sie hinzu: „Wir müssen ihn gleich suchen. Er ging in den Garten hinaus nach unserer Unterredung.“



Leopold Robert: Mädchen von Procida.

„Sie haben Ihren Vater auf diese Weise fortgeschickt? Sehr kindlich! Sie scheinen nicht zu wissen, was Menschen, die am Rande des Ruins stehen, alles tun können!... Noch einmal, Fräulein Nora, wo ist der Direktor?“ rief er, vor Ungeduld mit dem Fuß aufstampfend, als sie immer noch schwieg und ihn wie träumend anstarrte.

Nora wurde totenbleich; sie legte die Hand an die Stirn, als müsse sie die Gedanken erst sam-

„In den Garten? Wohin? Was wollte er da... doch nicht allein?“ inquirierte Landolfo in barschem Tone weiter. „Die Direktorin und ich glaubten Sie natürlich zusammen und wollten nicht stören. Wir konnten nicht denken, daß die Tochter den Vater in der Stunde des Unglücks sich selbst überlassen würde. Alle Folgen davon kommen auf Sie!“ fuhr Landolfo mit-leidslos fort.

„Ihren Vater sich selbst überlassen“ — das

Wort traf Nora bis ins Innerste. Ja, sie hatte nur an ihr Unglück gedacht, hatte ihn stumm und rücksichtslos von sich gewiesen.

„O, wir müssen ihn gleich auffuchen!“ rief sie bestürzt, und in der Angst ihren Groll vergessend, streckte sie die Hände flehend gegen Landolfo aus. „Kommen Sie mit, ihn zu suchen!“ bat sie noch einmal.

„Alle Folgen kommen auf Ihr Haupt!“ wiederholte Landolfo.

Aber sie hörte es nicht mehr; sie flog die Treppen hinab, dem Garten zu. Frau Emilie stand geängstigt am Eingange desselben und wollte sie aufhalten, indem sie fragte, wo nur der Direktor geblieben sei seit dem Morgen.

Aber Nora hatte nicht Zeit, ihr Rede zu stehen. „Er muß im Park sein, er ist vielleicht zur Stadt gegangen!“ rief sie und eilte davon, daß Landolfo ihr kaum folgen konnte. Es schien ihr, als sei jetzt jede Minute kostbar. In ihren Ohren hallte es wie mit dröhnendem Glockenschalle: „Sie wissen wohl nicht, was Menschen tun können, wenn sie am Rande des Ruins stehen, die Folgen kommen über Sie!“

Mein Gott, mein Gott! Ja, sie mußte es jetzt. Vor ihren flimmernden Augen glitten jene Schattengestalten vorüber, von denen sie gehört und gelesen, daß sie den Ruin nicht ertragen ... Waren ihres Vaters letzte Worte nicht die gewesen, welche sie selbst gesagt: Lieber sterben! ... O Gott, auch das noch!

Wie ein gehektes Reh flog sie durch all die verschlungenen Pfade, den Vater rufend; aber unwillkürlich drängte es sie zu einem Platze, der ihr wie eingebrennt im Sinn stand. Das schlüpfrige Ufer, der morische Steg, die geknickten Gebüsche, das tiefe Bett des Baches — sie wollte dem Anblick entgehen, und doch zog es sie dorthin.

„Glauben Sie denn ernstlich, daß Ihr Vater zur Stadt gewollt?“ fragte Landolfo atemlos, als sie plötzlich, den kürzesten Weg durch das Gehölz einschlagend, dahin lenkte. „Er mußte mich ja dort.“

„Es ist aber doch möglich, es könnte sein ... da führt ein Steg auf die Straße,“ sagte Nora, sich selbst beschwichtigend. Aber plötzlich war ihr, als habe sie Blei in den Füßen, so schwer waren sie zu heben — alle Kraft war auf ihre Augen konzentriert, so erweiterten sich diese, als sie der Stelle sich näherte.

„Bleiben Sie zurück! Fräulein Nora; bleiben Sie zurück!“ rief jetzt Landolfo und faßte sie

heftig am Arme. „Das ist kein Platz für Sie!“

Aber Nora riß sich los und stürzte mit lautem Wehruf voran, verzweiflungsvoll auf die Knie sinkend. Das Schlimmste schien sich zu bewahrheiten: ihre Ahnung hatte sie recht geführt. Halb im Wasser versunken lag eine dunkle Gestalt ausgestreckt, nur der Kopf ruhte noch hart am äußersten Rande des Ufers —; eine einzige Bewegung, und das mit ziemlich starkem Fall forteilende Wasser riß ihn mit fort. Hatte er hinübergewollt und war ausgeglichen? Hatte ein Schwindel ihn vom schlüpfrigen Steg gestürzt? Hatte der eigene Wille seine Schritte so gelenkt und nur eine Fügung des Himmels den letzten Schritt gehemmt?

Nora, fast ohne Besinnung, zerrte machtlos an der wuchtigen Gestalt, die kein Zeichen von Bewußtsein gab. Aber auch Landolfo war schon zur Stelle. „Fassung und Ruhe!“ herrschte er; doch sein eigenes Antlitz zeigte, wie weit er davon entfernt war. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, und die Zähne schlugen fast hörbar aufeinander. Mit festem Griff, mit großer Kraft und Geschicklichkeit zog er den schweren Körper auf das Ufer, den Kopf vorsichtig auf Noras Knie niederlegend.

„Er ist nicht tot,“ sagte er, indem er prüfend die Hand an das Herz des Bewußtlosen gelegt: „er ist nur ohnmächtig.“ Der tiefe Atemzug, der sich dabei aus seiner Brust rang, galt nicht bloß der Kraftanstrengung, die es gekostet. „Lösen Sie ihm den Kragen vom Halse; reiben Sie ihm, so stark Sie können, die Pulse,“ fuhr er zu Nora gewandt fort. „Indes gehe ich, Hilfe zu holen ... Auf dem Wege nach der Stadt ist der Steg unter ihm gebrochen,“ setzte er bedeutungsvoll hinzu, mit einigen Fußtritten die morschen Bretter zertrümmernd, ehe er ging.

Aber Nora hörte kaum, was er sagte, sah nicht, was er tat. Mechanisch führte sie aus, was er sie geheißsen — in ihrer Seele nur den einen furchtbaren Gedanken: Hatte sie ihren Vater zu diesem Entschluß getrieben? Hatte sie in der Stunde des Unglücks ihn so zurückgestoßen, daß er nur diesen Ausweg gefunden? Wie grauenhaft kam ihr jetzt ihre Härte vor. „Durch meine Schuld, durch meine Schuld!“ wiederholte sie immer wieder mit bebenden Lippen. „Vater, Vater, leb' nur: ich tue alles, alles um deinetwillen ... Vater, ich schwöre dir, ich tue, was du willst!“ Sie flüsterte es dem Bewußtlosen immer eindringlicher zu, als müsse er es hören, als müsse er dadurch zum Leben erwachen.

War es nun die veränderte Lage, war es das hastige Reiben oder die Stimme seines Kindes, ihr heißer Atem, der zu ihm drang: ein leises Zucken durchfuhr den Körper, ein Seufzer stieg leise aus dem zusammengepreßten Munde.

Nora rang wie im Dankgebet die Hände. „Laß ihn nicht sterben, mein Gott, laß ihn nicht sterben durch meine Schuld!“ flehte sie. „Mein ganzes Leben soll diesen Augenblick sühnen,“ und sie preßte ein kleines Kreuz, das sie trug, auf seine Lippen, auf ihre Lippen. „Nichts, nichts soll mir zuviel sein, um dich zu retten, Vater!“ Ihre Hingabe allein schien das teure Leben erkaufen zu können.

Randolfo kam jetzt mit Hülfe zurück. Der Direktorin hatte er nur zugestanden, daß ihr Mann sich im Walde den Fuß verstaucht habe, und eine Tragbahre nötig sei, um ihn zu holen. Den Männern, die mitgekommen, schien der zerbrochene Steg Erklärung genug.

Man lud den Direktor vorsichtig auf. Nora ließ seine Hand nicht aus der ihren. Sobald sie eine Bewegung in seinem Antlitz sah, flüsterte sie ihm wieder ihre Einwilligung zu, als fürchte sie immer noch, sein Leben könnte entfliehen, ehe er ihr kindliches Opfer verstanden. Einmal schien es, als leuchteten seine Augen verständnisvoll dabei auf; einmal war es ihr, als empfinde sie einen leichten Druck seiner Hand.

Unruhevolle Stunden folgten dem Ereignis. Frau Emilie war in ihrer Aufregung ganz nutzlos. Noras Kräfte und Energie schienen sich aber zu verdoppeln. Mit erschreckender Ruhe kam sie allen Anforderungen nach, ließ nicht die kleinste Sorge aus dem Auge. Der Arzt erklärte den Zustand des Direktors für einen leichten Schlaganfall, verschlimmert durch den Umstand, daß er mehrere Stunden im Wasser zugebracht hatte.

Während mehrerer Tage schwebte er in Lebensgefahr. Nora wich weder Tag noch Nacht von seiner Seite. Sie sprach nicht, sie klagte nicht, sie weinte nicht; sie tat alles, als hinge von jeder Handlung seine Lebensrettung ab und als sei sie versteinert gegen alles übrige.

Als das Bewußtsein dem Kranken vollständig zurückgekehrt war, kam kein Wort weder über das Vergangene, noch über das Ereignis selbst über seine Lippen. Ein allmähliches Entsinnen schien ihn zu beunruhigen und zu quälen, und sein Auge suchte Nora mit bangem, scheuem Blick. Nora war nicht bloß halb heldenmütig: sie wollte dem müden Gehirn gleich Ruhe geben.

An seinem Bette kniend, ihn zärtlich umschlingend, erneute sie das Versprechen, das sie gleich im ersten Augenblick gegeben, das sie seitdem rückhaltlos sich innerlich stets wiederholt hatte.

Es war eigentümlich, welche Wirkung es auf den Kranken übte. Erst sah er sie ungläubig, dann fragend an; endlich glitt fast kindliche Freude über die matten Züge; er umschlang seine Tochter. „Ich habe das also nicht geträumt, es war also kein Wahn, daß du mir helfen willst... Nora, Nora, du rettetest deinen Vater! Ich wußte ja, du würdest mein gutes Kind sein, mich nicht verlassen in der Not. Nun braucht dein alter Vater seine schönen Pferde nicht aufzugeben, die sein Stolz und Ruhm sind, ohne die er nicht leben kann. Nora, dann schlagen wir den andern aus dem Felde! Dann wird es wieder sein wie damals, wo du ein kleines Mädchen warst und keine größere Freude kanntest, als wenn Papa dich aufs Pferd hob! Weißt du das noch, Nora?... Es war eine Kluft zwischen uns: sie haben mein Töchterchen von mir trennen wollen... aber du wirfst wie deine Mutter alles um meinetwillen lassen.“ Und er küßte sie zärtlich.

„Alles!“ hauchte Nora, und es mochte ein tiefer Schmerz in dem einen Worte liegen, denn der Kranke selbst wurde aus seinem Freudenrausche geweckt.

„Du wärest doch nie glücklich mit ihm geworden, mein Kind,“ sagte er, wie mitleidsvoll das gebeugte Haupt streichelnd. „Du wärest unsäglich elend geworden! Ich kenne die Welt. Sie würden dich stets als Eindringling betrachtet haben; er hätte es bereut und dich vernachlässigt. Tausendfach bitterer würde das für dich gewesen sein als dieser Augenblick. Glaube mir, mein Kind, es ist dein Glück... ich rette dich vor großem Unglück.“ Als der Direktor, abgespannt vom vielen Reden, in die Kissen sich zurücklehnte, glaubte er selbst, was er sagte. Es gibt keinen überzeugenderen Redner für uns als die Selbstsucht.

Nora lehnte matt den Kopf an die Kissen des Vaters, der ihre Hand festhielt, als fürchte er, sie könne ihm entweichen.

„Alles!“ flüsterte sie wieder vor sich hin, und die ganze Größe des Opfers stieg vor ihr auf. Ihre Liebe hin, ihre Stellung vernichtet, jedes Glück aufgegeben, jede Hoffnung verloren — mit Zentnerschwere senkte diese Erkenntnis sich auf ihr Herz, daß es hätte aufschreien mögen unter der Riesenlast.

Mhte der Vater in seinem Halbschlaf, was sein Kind litt? Unruhig warf er sich hin und her. „Sie tut's nicht, Landolfo, sie tut's nicht!“ murmelte er wie im Traume.

„Ja, sie tut es,“ wiederholte Nora fest. Dann aber erhob sie sich, machte sich leise los, rief einen Wärter herbei und schritt zum erstenmal seit dem Unglückstage ihrem Zimmer wieder zu. Sie kam sich wie ausgewechselt, wie eine ganz andere vor; alles um sie her schien ihr fremd.

Auf ihrem Schreibtische lagen die angefangenen Zeilen an Kurt: wie Gespenster starrten die Worte sie an, sie riefen ihr alles das zurück, was sie da hatte versprechen und geloben wollen. Vorbei war das alles — vorbei! Mit jähem Ruck zerriß sie das Blatt in kleine Stücke. „Das muß auch geschehen, das muß jetzt gleich geschehen!“ sagte sie. Trotzdem ihre Augen brannten vom langen Wachen, trotzdem ihre Glieder wie gebannt waren von der Müdigkeit, setzte sie sich nieder und schrieb — wie im Traume.

Was schrieb sie? Sie wußte es später nicht mehr — aber es war mit seltener Klarheit die Darstellung all der Tage, der Stunden des furchtbaren Entschlusses, den sie gefaßt! Es war ihr, als schreibe sie über eine andere; das Leid war zu groß, um es für sich selbst zu begreifen. Nur am Schlusse überkam sie das unendliche Weh — da rang es sich los bei den Abschiedsworten, welche ihr die Klust zeigten, die nun für immer sie trennen sollte. Nicht eine Sekunde kam es ihr in den Sinn, sein Wort auch jetzt noch als bindend anzusehen.

„Wie eine Sterbende scheide ich von dir, wie eine Sterbende, die nicht einmal mehr fragen darf, ob es noch Rettung gibt. Kurt, ich dürfte die Hand nicht annehmen, die du mir, um Hilfe zu bringen, reichen könntest. O, wärest du in der Nähe gewesen, vielleicht hättest du einen Ausweg gewußt aus diesem entsetzlichen Abgrunde! So erkannte ich nur dies als Pflicht. Möge das

Opfer, das ich bringe, den Irrtum sühnen, wenn ich unrecht handelte. Ich konnte nicht anders. Kurt, leb' wohl!“

Die Feder sank aus der Hand, und der Kopf fiel nieder wie in dumpfer, schwerer Betäubung. Aber der Geist arbeitete weiter, er konnte noch keine Ruhe finden nach dem Sturm. Spiegelte ihr die heiße Sehnsucht vor, sie sei wieder das Kind, das seinen ersten bitteren Schmerz ausweinte in den Armen jenes Knaben? Sah sie die bleiche Mutter wieder vor sich liegen, zu welcher der Knabe sie hintrug? Fühlte sie, wie die fieberheißen Hände sie aus den Armen des Knaben in die des Vaters drängten?

„Mutter, Mutter! Hast du es so gewollt?“ schrie sie auf, und ein Strom von Tränen brach sich Bahn. „Hast du es trotzdem gewollt? Sollte ich dem Vater ganz angehören... o, mit meinem Herzblut habe ich mich ja für ihn verschrieben! Nun komme und segne dein Kind!“

Ein Tropfen Balsam, ein Hauch von Segen zog ihr bei dieser Erinnerung ins Herz: der Segen, der auf jedem uneigennütigen Opfer ruht, der Friede, der auf jeden Akt reinen, guten Willens zuletzt sich legt.

Nora verharrte noch still so, als schon die Morgendämmerung sich grau hereinstahl und man sie endlich zum Vater rief.

Vor ihr lag der Brief. Wohin ihn senden? Es war ihr wußt im Kopfe; sie konnte sich über nichts genau besinnen. Bei dem neulichen Besuche Kurts hatten beide sich fest vorgenommen, das Verbot nicht weiter zu überschreiten und die Prüfungszeit nun gelassen zu überstehen. Sie hatten daher keine Adressen ausgetauscht, und den Brief in fremden Händen zu wissen, war ihr schrecklich.

„Ich werde ihn der Mutter senden, daß diese ihn weiter besorgt... Sie mag ihn sehen. Es ist ja der einzige, den sie von mir gewollt hat,“ setzte sie bitter hinzu. (Fortf. folgt.)

Alpfrühling

Geöffnet steht das Hochwaldtor,
Beseligt dringt mein Blick empor.
Die Alpe wölbt sich, hell und groß,
Den Blumen und Gräsern ein Mutterschoß.

Noch läuten die Herdenglocken nicht,
Die Weide ruht einsam im Sonnenlicht.
Nur die Primeln begucken ihr Lenzgewand,
Und ein Bächlein rieselt durch Schuff und Sand.

Da spür' ich, wie's drinnen im Herzen auch tauft.
Sacht springt eine Kruste. Die Freude wird laut.
Der Lebenslust Wässerchen jubelt und schäumt
Auf der Alp, die dem Sommer entgegenträumt.